

Wohnung zu vermieten.
Schild an einem
leerstehenden Wohnhaus in
Duisburg-Bruckhausen.
Foto: Marco Stepiak/
imagostock



Die vier Männer mit den schwarzen Lederjacken und den schwarzen Schnurrbärten haben sich im Klubhaus zu einem Schwatz getroffen. Hoch an der Wand, gleich unterhalb der Decke, stehen im Halbdunkel Pokale. Sie erinnern an die Zeit, als der Türkische Sportverein Bruckhausen 1920 noch den Namen Alfa SV Bruckhausen 1920 trug und ein deutscher Fußballklub war. Die Pokale haben die türkischen Fußballer stehen gelassen. Bruckhausen in Duisburg ist für sie nicht deutsch oder türkisch. Sie wollen sich nicht entscheiden. „Wir leben in der Deutschkei“, sagt einer, und ein anderer: „Nein, in Türckland.“

Dieses Land liegt in Duisburg. Es hat eine eigene Geschichte, und von der haben die vier Männer was zu erzählen.

Als sie noch Kinder waren, zum Beispiel, da trugen die Väter keine weißen Hemden, wenn sie das Haus verließen. „Wenn der Wind von der Fabrik kam, waren die Rußflocken schwarzer Regen“, sagt Seref Gurdal. „Das Hemd war sofort schmutzig.“ Gurdal weist nach Westen. Da ist die Fabrik noch immer. Die Thyssen-Krupp-Stahl, die Stahlwerke, die hier in Duisburg-Bruckhausen direkt auf der anderen Straßenseite liegen. Kilometerlang. Schornsteine, Hochöfen, Walzwerke. Die Kneipe gegenüber der Thyssen-Hütte heißt „Schwarzer Diamant.“

Die Väter dieser Männer waren einst nach Bruckhausen gezogen, und die Deutschen begannen damals wegzuziehen, weil sie den schwarzen Regen satt hatten. Sie zogen in die Vorstädte, in die Dörfer mit den Reihenhäussiedlungen. Die Wohnungen in den Gründerzeithäusern standen leer, die Mieten sanken. Die türkischen Familien schätzten die Nähe zu ihrem Arbeitsplatz, einem der damals wie heute weitgrößten Stahlstandorte. Sie brauchten nur auf die andere Seite der Straße zu gehen, schon waren sie wieder zu Hause, bei ihren Familien.

Die vier Männer im Türkischen Sportverein Bruckhausen erinnern sich nicht, jemals neben einem deutschen Schulkameraden gegessen zu haben. Sie blieben hier, wie auch ihre Väter geblieben sind, gleichgültig, wie immer mehr Deutsche den Stadtteil, dem Anfang der Achtziger wurden die Zeiten schlecht. Zechen wurden geschlossen, Maschinen produziert immer mehr mit immer weniger Arbeitern, die Arbeitslosigkeit stieg, viele Freunde von Necati Okumus, dem mit 32 jüngsten der vier, fanden keine Stelle, stattdessen entdeckten sie Drogen und Kriminalität. Wieder verlor Bruckhausen seine Menschen. Aber diesmal zogen keine neuen nach. Auch wenn die die Rußflocken ausstößende Kokerei verlegt wurde: Bruckhausen hatte längst einen schlechten Ruf.

Und wo einmal 20 000 Menschen wohnten, da leben heute 5000.

Je näher die Straßen an der August-Thyssen-Hütte liegen, desto häufiger sieht man zerfallende Häuser mit vermauerten Fenstern, abgeplattem Putz. 40 Prozent der Wohnungen stehen leer. Bruckhausen, Marxloh, Beck. Die Industriestadt Duisburg hat viele Viertel, wo man ermesen kann, welche Probleme auf eine schrumpfende Stadt zukommen. Duisburg hatte 1975 mehr als 590 000 Einwohner. Im letzten Jahr waren es weniger als 500 000. Duisburg schrumpft schneller als der Rest des Ruhrgebiets. In Deutschland wachsen nur die üblichen Verdächtigen: zum Beispiel München, Stuttgart und Düsseldorf.

Das größte Manko schrumpfender Städte? Es gehen die, die es sich leisten können. Sei es der Wechsel vom Grauen ins Grüne, vom stadtnahen Altbauviertel ins Einfamilienhaus-Dorf zweiwundert Meter von der Stadtgrenze entfernt. Die Mittelschicht geht. „Zurück bleiben die A-Gruppen“, sagt Hans-Heinrich Biolog, Professor für soziale Geographie von der Universität Essen. Arbeitslose, Alte, Arme, Ausländer. Fortgehen ist ein Privileg, keine Strafe. Die verlassenen Städte verlieren nicht nur Steuergeld, sie müssen sich auch um die kümmern, die nicht die Möglichkeit haben zu gehen.

In Bruckhausen sind es die deutschen Familien, die die sozialen Einrichtungen brauchen. Arbeitslose, Menschen, die in der dritten Generation von Transferleistungen leben, Alkoholiker, Obdachlose, die hier Wohnungen zugewiesen bekommen – und die Kinder dieser Menschen, erläutert Edeltraud Klabuhn von der Entwicklungsgesellschaft Duisburg. Diese „EG Du“ unterhält Bürgerbüros in den „benachteiligten Stadtteilen“. Auf dem Flur gegenüber sitzt der Bezirksbeamte, der „mehr Sozialarbeiter als Polizist ist“. Doch die Arbeitskreise zu Kindern, Frauen, Integration haben den Stadtteil stabilisiert, sagt Klabuhn. Wie in einem Brennglas bündeln sich hier moderne Gesellschaften. Den Teufelskreis aus Schrump-

fen, Verwahrlosung, sozialen Konflikten zu durchbrechen, das kostet Mühe und Geld. Die Menschen gehen. Aber die Pflicht, die Infrastruktur aufrechtzuerhalten, sie bleibt.

Die deutschen Städte stehen deshalb in einem „gradenlosen Wettbewerb um die richtigen Bevölkerungsgruppen“, sagt Biolog. Alle wollen Steuerzahler mit einem möglichst hohen Einkommen. Das Wort, das Wirtschaftsförderer und Stadtentwickler daher unentwegt im Mund führen, lautet: Attraktivität. Der Oberbürgermeister von Leipzig zum Beispiel hat vor seiner Wahl gesagt, dass er

In Leipzig reden sie von der „perforierten Stadt“. Aber es tut sich was.

nichts Unmögliches fordern will. „Wir sind nicht Hamburg, Köln, München oder Berlin“, zitierte die Zeit in einem Stadtporträt Burkhard Jung (SPD). „Aber man wird dem Selbstverständnis dieser Stadt auch nicht gerecht, wenn wir uns mit Duisburg vergleichen.“

Nun, das ist das Problem Leipzigs. Es ist mittlerweile ungefähr so groß wie Duisburg und es hat, weil über Jahrzehnte die Menschen fortgegangen sind oder gestorben, ähnliche Probleme zu bewältigen. Sogar die Arbeitslosigkeit ist ähnlich hoch. Auch wenn die beiden Städte, die Industriestadt im Westen und die Handels- und Messestadt im Osten kaum unterschiedlicher sein könnten: Beide müssen damit klarkommen, dass sie größer sind, als es nötig ist, und dass sie dadurch auf Dauer nicht schöner werden.

Von der Aussichtsplattform des City-Hochhauses in Leipzig breitet sich eine Stadtlandschaft aus, die sich erst am Horizont mit Blau und Grün vermischt. 713 000 Einwohner hatte Leipzig 1933 und war fast so groß wie damals München. Vorbei. 505 000 Menschen zählt Leipzig noch, in der boomtown München werden es bald dreimal so viel sein. Nach der Wende verlor die Stadt 100 000 Einwohner, bevor sie 1998 durch Eingemeindungen 50 000 zurückholte, viele darunter, die den Traum vom Eigenheim nach der Wende nachgeholt hatten.

Doch Städte schrumpfen nicht zusammen wie ein Luftballon, dem die Luft entweicht. Sie bleiben groß. Steinflächen, die an ihren Rändern, in den Einfamilienvierteln, weiterwachsen und ausfransen. Dass sie sich innen leeren, ahnt man von der Aussichtsplattform des City-Hochhauses nicht. Dazu muss man sich in den

Vierteln umschauen, und hier ahnt man dann auch die Bedeutung des Schlagworts von der „perforierten Stadt“, das Leipzig anhängt. Leipzig war über Jahrhunderte eine wohlhabende Handels-, Messe und Industriestadt. Die Bürger hatten Selbstbewusstsein, und das zeigten sie auch beim Bauen. Das Rathaus erhebt sich als unheimlich hoher Bürgerberg, der Bahnhof, der größte Kopfbahnhof Europas, sieht aus, als sollte Leipzig einmal fünf Millionen Einwohner zählen.

Leipzig besitzt überdies annähernd 15 000 Baudenkmäler, die meisten davon sind Gründerzeithäuser; der größte Bestand in Deutschland. Was für ein Pfund im Wettbewerb der attraktiven Metropolen. Doch in Leipzig stehen mehr als 40 000 Wohnungen leer. Selbst auf dem Innenstadtring gähnen schwarze Fensterhöhlen aus mit Säulen und Puten geschmückten Neorenaissance-Häusern. Wer die zerfallende Stadt vor der Wende gesehen hat, mag nicht glauben, welche Sanierungsleistung hier gelungen ist. 80 Prozent der Häuser sind mittlerweile grundsaniert. Aber in den östlichen und westlichen Stadtteilen, die weniger attraktiv sind als beispielsweise der Süden, geht der Verfall weiter.

Hier hat die Stadt oft genug den Besitzern die Erlaubnis zum Abriss erteilt. Nicht selten auch der hundertprozentigen Tochter der Stadt, der LWB, dem größten Immobilienbesitzer in Leipzig. Was zu einem Stadtteil der Lücke geführt hat: ein Haus, kein Haus; ein Haus, kein Haus. Auf den Freiflächen ist bestensfalls ein Baum gepflanzt oder eine Bank gesetzt worden. Oft wuchert Unkraut hinterm Zaun. In manchen Gründerzeithäusern lackt eine diese Stadt wie eine Schönheit mit zerklüftetem Gebiss an.

Alexander Khorrani braucht nur einen Spaziergang an die Ecke Karl-Heine-Straße/Zschorschstraße zu machen. Dann weiß der Architekt wieder, warum er zu den Gründern des „Stadtfurms Leipzig für behutsamen Stadtbau“ gehört. An der Straßenseite liegt eine leere Fläche. Die Bank, die hier aufgestellt wurden, umbrandet Verkehr. Wer hier säße, könnte sich der entgeisterten Blicke der Passanten sicher sein. Bis vor zwei Jahren stand da ein prächtiges Eckhaus, das im Besitz der LWB war, dann wurde es abgerissen. „Das war der sprichwörtliche Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte.“ Das Gebäude sei das architektonische Zentrum des Platzes gewesen. „So verliert eine Stadt das Bild städtebaulicher Geschlossenheit. Das ist keine Lücke, das ist ein Loch“, sagt der Architekt Khorrani.

Ein paar Schritte weiter, auf der Lützenstraße, einer Verkehrsader, wiederholt sich das alles: Imposante Gründerzeithäuser, die Khorrani wie bei einem Abzählreim abschreitet: saniert, ramponiert, saniert, ruiniert, saniert, implodiert. Der Verein hat jetzt eine Liste mit 150 Häu-

sern aufgestellt, die nicht mehr zu retten sein werden, wenn in den nächsten Jahren fünf Jahren nichts unternommen wird. Khorrani zeigt auf eine Prachtfassade mit Rissen, abbröckelnden Fensterfassaden, zugenanagelten Türen. Er sagt: „Gegen die Häuser auf der Liste ist dieses hier in einem hervorragenden Zustand, verstehen Sie?“

In Leipzig ziehen jetzt viele an einem Strang, seitdem vor fast jedem Haus, das für den Abriss vorgesehen ist, Demos stattfinden. Martin zur Nedden registriert das aufmerksam. Weil er neu in der Stadt ist. Aber auch, weil er seit etwas mehr als einem Jahr für die Stadtentwicklung in Leipzig verantwortlich ist, lange hat er die gleiche Aufgabe in Bochum erledigt. Das Ruhrgebiet kämpft mit ähnlichen Problemen. Doch Städte wie Gelsenkirchen, Essen oder Bochum haben nicht Leipzigs schöne Stadtlandschaft – und sie haben keinen Aufwärtstrend zu bieten. Leipzig kehrt wieder, seit 2001 jedes Jahr im Schnitt um 2000 Einwohner. Martin zur Nedden, ein großer Mann mit Lockenkopf, lächelt erfreut. Gut ist auch, dass 40 000 Menschen in die Gründerzeit-Quartiere zurückgekehrt sind.

Dann weist Martin zur Nedden auf eine riesige Karte in seinem Büro und sagt: „Trotz langsam wachsender Bevölkerung haben wir aber zu viele Wohnungen.“ An verkehrsreichen Straßen stünden bis zu 50 Prozent der Wohnungen leer. Und im Westen und im Osten gebe es viele lieblos hochgezogenen Gründerzeithäuser, deren niedrige Mieten und hoher Sanierungsbedarf die Eigentümer erschrecken. Trotzdem will er das Leitbild der perforierten Stadt überdenken. „Durch die Lücken besteht die Gefahr, dass das Gefüge auseinanderbricht. Eine Lücke, die ein Hundeklo ist, ist ja kein Park.“ Zur Nedden würde die Stadt lieber vom Rand her verkleinern und die Plattenbauten abreißen. Nur die Last der Erhaltung, die könne auch die Stadt den Eigentümern nicht abnehmen.

Aber vielleicht helfen da Leute, die wenig Geld haben, dafür aber jede Menge Lust, in Leipzig zu leben. Sie wohnen in Häusern, deren zerbrochene Scheiben mit Leukoplast geklebt sind. Sie erscheinen unbewohnbar, weil die Fassaden aussehen, als hätten sie im Zweiten Weltkrieg Bombentreffer erhalten. „Ich will hier Kunst machen oder eine große Party“, sagt Björn Klien. Er trägt eine bunte Püdelmütze, und ist für die Winterzeit überhaupt sehr bunt angezogen. Er will Künstler werden oder Handwerker, auf jeden Fall will er sich „verwirklichen“. Klien: „Jeder hat hier sein Projekt laufen. Aber Leipzig ist nicht so cool wie Berlin, die Leute sind ehrlicher. Und in der Kunstszene spielt sich sehr viel ab.“ Also führt

Klien uns zu einem Eckhaus, an dem eine orangefarbene Fahne hängt. „Wächterhaus“ steht darauf. Das Treppenhaus ist dunkel. Die Farbe blättert ab, die Leitungen liegen offen. Aber es bleibt ein großzügigeres Treppenhaus, elegant und weitläufig. In einer der Wohnungen ist das Büro von „Haushalten e.V.“. Der Verein bringt Leute zusammen, die zu Hausbesetzern werden. Feinde gewesen wären: Eigentümergeister, die nicht sanieren, und Menschen, die solche Häuser nutzen wollen. Der Mann, der uns die Tür öffnet, muss sofort zum Telefon zurück. Er führt Gespräche, die man in jedem Maklerbüro hören kann. Es geht um Besichtigungstermine und Wartezeiten. Aber hier ist alles anders: In den bislang sieben Wächterhäusern in Leipzig zahlt niemand Miete. Wer einen Vertrag unterzeichnet, verpflichtet sich, für Strom und Heizungskosten selbst aufzukommen und in den Häusern zu wohnen. Meist sind es Künstler und Lebenskünstler, die Platz für Ateliers und Materialien brauchen. Wenn es gut läuft, ziehen sie irgendwann aus das Gelände der alten Spinnerei, wo seit vielen Jahren der Maler Neo Rauch arbeitet. Leipzig kämpft um seinen Charme. Und es hat Architekten, Kunstfreunde und Planer auf seiner Seite.

Aber Duisburg? Die Reise von Ost nach West endet am Duisburger Bahnhof. Das ist ein Platz, der 600 Kilometer und auch 600 Lichtjahre von Leipzigs Bahnhof entfernt liegt. Ein Backsteinbau, aus dem man statt auf einen Platz auf eine Deckel tritt, der auf eine vierspurige Autobahn geklappt ist. Duisburg ist eine von Verkehrs wegen zerschnittene Stadt, die für die Maloch gebaut wurde. Deshalb arbeitet Duisburg am Rhein, aber es lebt dort nicht. Am Rhein liegen Fabriken. Und wer von der

In Duisburg reden sie von „Grüingürteln“ und von „Rückbau“.

Innenstadt nach Norden fährt, der überquert kein Hafengebäude, sondern den größten Binnenhafen der Welt. Nach Beck, Marxloh, Bruckhausen reist man wie über den Atlantischen Ozean. Die Stadt besteht aus von Dreck, Lärm, Wasser und Asphalt umgebenen Wohninseln. Stadtmanager wie der Wirtschaftsförderer Ralf Meurer stehen vor der Aufgabe, das alles hier in attraktiven Stadtarrum umzuwandeln. Das ist schon bei der Innenstadt schwierig. Die Hauptaufbaustraße verläuft irrtümlicherweise Hunderte Meter verschoben zum Hauptbahnhof. Auch der Stolz der Stadtplaner, der nach Plänen von Sir Norman Foster zum Kneipen- und Kulturzentrum umgeplante klei-

ne Innenhafen ist zwar smart mit seinen alten Lagerhäusern. Aber es gibt keine Anbindung an die Innenstadt. Da ist es offensichtlich leichter, Logistikfirmen und Callcenter anzulocken. City, Hafen und die Nähe zu Düsseldorf und zum Flughafen – das spricht für Duisburg, aber nicht für die Stadtteile, in denen „Schimanski“ gedreht wurde. Bruckhausen liegt umschlossen von der Stahthütte, von Autobahnen und Industriebrache.

Auf dem Spielplatz neben dem Kulturzentrum im alten Banker mitten in Bruckhausen tummeln sich viele Kinder. Die meisten Mädchen tragen Kopftücher. Heute ist das Spielmobil der Entwicklungsgesellschaft Duisburg da. Ein paar deutsche Kinder sind auch dabei, sagen die Betreuerinnen, und das sind die Kinder, die schlechter angezogen sind und vernachlässigt wirken, ein Großelternpaar macht sich am Rande des Platzes gerade die nächste Flasche Bier auf. Sie sitzen so, dass sie ihre Einzelkinder nicht sehen können. Viele der Kinder ausländischer Abstammung gehen auf Gymnasien. Der Markt, der neben dem Spielplatz abgehalten wird, ist ein türkischer Markt. Gardinenhändler Hussein Gökce sagt: „Hier ist jeder mit seinem Nachbarn gut Freund. Auch der Alkoholiker grüßt Sie in Bruckhausen.“ Vier Häuser besitzt er hier. Er ist froh, dass keines abgerissen wird. Bruckhausen soll nämlich „rückgebaut“ werden, wie das im Amtsdutsch heißt.

Die Straßenzüge, die unmittelbar an der Stahlfabrik entlanglaufen, sind für den Abriss vorgesehen. 2000 Menschen werden umziehen, wenn die Pläne des „Grüingürtels Nord“ umgesetzt werden. Ein Park soll dann den Rest von Bruckhausen und die August-Thyssen-Hütte in Zukunft trennen. Den Rückbau bezahlt Thyssen-Krupp. Kosten: 50 bis 100 Millionen Euro. Der Park soll „viele Plätze und Spazierwege“ bieten, sagt Edeltraud Klabuhn von der „EG Du“. Gerade die türkischen Mitbewohner sollen sich hier wohlfühlen. Bruckhausen, hofft sie, könnte wieder attraktiv werden. „Vielleicht kehren die Leute dann eines Tages wieder hierher zurück aus ihren Zackzackzack-Hütten.“ Re-Urbanisierung nennt man das.

Die Türken werden in Bruckhausen bleiben, Männer wie Seref Gurdal und Necati Okumus. Ihre Väter sprachen kaum Deutsch. Sie selbst beklagen, dass sie weder Deutsch noch Türkisch richtig können. Aber der Sohn des Möbelpolsterers Hasan Satelmis geht auf die Gesamtschule Hamborn. Sein Deutsch ist akzentfrei. Vielleicht wird er studieren. Seine beiden großen Schwestern tun das längst. Satelmis sagt: „Wir wohnen in Bruckhausen. Aber wir leben in Deutschland.“